Die Kommune von 1871.

Von Paul Carrara.

Sie dauerte bloß zwei Monate, vom 18. März 1871 bis zum Mai. In der Geschichte Frankreichs gilt sie als Emeute und nicht als Revolution, als eine Emeute zudem, die ihr dunkles Ziel nicht erreicht hat. Es schließt sich keine politische Organisation an sie, ihre Helden und Märtyrer sind nur im kleinen Kreise der politischen Enthusiasten bekannt geblieben. Alle Zeitgenossen meinen, daß nur die zeitliche Entfernung, die optische Illusion der in der Vergangenheit verschwimmenden Ereignisse fehlt, damit die Kommune so groß erscheine, wie irgendeine andere bedeutende historische Evolution und wie sie es wirklich war. Ein solcher Augenzeuge sucht seine Erinnerungen an die Epoche zu präzisieren.

Zunächst seine Autobiographie. Sie ist dadurch interessant, daß sie als Typus für viele junge Leute des tragischen Jahres gelten darf. Eine eifrige republikanische Propaganda während der letzten Monate des Kaiserreiches. Verurteilung wegen irgendeines Preßdelikts und Aufenthalt in der „Bastille", Napoleon III. im Gefängnis von St. Pélagie, das immer eine Anzahl von späteren Berühmtheiten beherbergte. Das Leben in dieser Bastille war übrigens mehr als erträglich und geeignet, mit dem Regime zugleich wie mit der Rolle eines Oppositionsmannes zu versöhnen. Im Kriege gegen die Preußen diente Lepelletier als Freiwilliger. Von der Kommune wird er zum Staatsrat und obersten Rechnungshofe mit 300 Franken Monatsgehalt delegiert. Die Jugend war damals kein Hindernis, im Gegenteil: die Leute, die eine Zukunft vor sich sahen, Titel und universitäre Grade hatten, die vornehme Welt und die Bourgeoisie, die alle wollten mit einem Amte ihre Karriere nicht belasten. So waren die leitenden Kreise zur Nachsicht gezwungen. Sei es, weil der Gedanke an die große Revolution jetzt besonders lebendig war, sei es, weil man den Adelstand mit klingenden Worten decken mußte —, man erwähnte die napoleonischen vierundzwanzigjährigen Generale und schuf Staatsräte, die kaum älter waren. Im übrigen waren die Aufgaben der hohen Körperschaften in diesen unruhigen Zeiten wenig juristischer Natur. Man hatte andere Sorgen als Entscheidungen zu formulieren. Die Funktion Lepelletiers zum Beispiel bestand darin, daß er die Archive und wichtigen Dokumente hüten sollte. Als die Truppen Thiers' die Kommune blutig unterdrückten, kam er vor das Kriegsgericht, das ihn — was einem ersten Freispruche gleichkam — einem ordentlichen, nach Gesetzen und mit gelehrten Richtern arbeitenden Tribunal überließ. Dort erhielt er nicht mehr als einen Monat Gefängnis. Aber trotzdem blieb die Kommune „das" Ereignis seines Lebens, das ihn, wie alle, die den Krieg und die politischen Wirren jener wilden Monate mitgemacht hatten, zeitlebens beschäftigte.

Die Kommune, diese konvulsivische Krise der französischen Politik, will in den frommen Ideen des ersten Christentums wurzeln. Die Bezeichnung soll aus dem Wortschatz der Apostel genommen sein. Die ersten Schüler Christi bildeten Gemeinden, die von den Prinzipien der Gleichheit und Brüderlichkeit regiert wurden. Später war in bedrängten Zeiten Frankreichs die „Kommune" das Zentrum jeden Widerstandes gegen das anspruchslose Königtum. Die Erinnerung daran war im französischen Volke so lebendig, daß in jeder Krisenepoche die Menge „Kommune" rief, wie man um Hilfe schreit. Jeder Aufstand endigte mit einer mehr oder minder dauerhaften „Kommune", mit der Errichtung einer Zentralregierung im Stadthause von Paris zum Wohle des unterdrückten Volkes.

Die Kommune war, der aktuellsten Not der Zeit entsprechend, aus einer patriotischen Opposition zunächst entstanden. Paris war von den Deutschen umlagert, und der Widerstand der neuen republikanischen Regierung schien den Massen zu schwach, dazu kam noch, daß mehrere Male eine Parteilichkeit im Kriegsplan bemerkt wurde. Wenn am Tage nach irgend einem Ausfall die Toten gezählt und agnosciert wurden, bemerkte man regelmäßig, daß die Regimenter der vornehmen Stadtquartiere fern vom Feuer gehalten wurden, und daß die Toten zu den Regimentern der Arbeiterbezirke gehörten. Ueberdies war man buchstäblich bei der letzten Brotkrume angelangt. Die Preise für die gebräuchlichen Lebensmittel wurden phantastisch. Butter kostete schließlich 25 bis 30 Frank das Pfund, Erdäpfel ebensoviel der Scheffel, eine Zwiebel einen Frank. Und selbst zu diesen Preisen waren nicht immer Lebensmittel aufzutreiben. Das Pfund Katzen- und Hundefleisch kostete fünf Frank. Einzig Zucker, Reis und Wein mangelten bis zum Friedensschluß nicht. Die Sterblichkeit war kolossal. In der letzten Woche der Belagerung starben 4465 Menschen, während die mittlere Sterblichkeit des heutigen Paris nicht mehr als 750 bis 900 wöchentlich beträgt. Trotz allem war die Stimmung einer Kapitulation feindlich. Aber man wollte eine neue Regierung, da die jetzige unfähig in der Verteidigung war und im Verdacht stand, Lebensmittel irgendwo versteckt zu halten.

Die Tätigkeit der revolutionären Klubs mit sonoren Titeln, die zumeist an die große Revolution anzuknüpfen suchten, blühte. Am meisten auf dem Montmartre, wo der junge Doktor Clemenceau Maire war, sich einer ungeheuren Popularität erfreute und zwischen Regierung und der Volksmasse eine mittlere Linie einzuhalten suchte. An den häufigen Diskussionsabenden wurde kein geringer patriotischer und humanitärer Unsinn produziert. Mit gläubigem Enthusiasmus hörte man die Propositionen wildgewordener Erfinder, besprach man Resolutionen betreffs asphyxierender Bomben und stimmte ab, ob man tatsächlich die Bestien des Jardin des Plantes in die neutrale Zone loslassen sollte, wo sie eine Art Vorhut für die französischen Vorposten bilden sollten. Denunziationen wurden vorgebracht, daß eine Dame in der oder jener Straße ihr Hündchen mit Brot nähre, aber daneben gab es glühende Reden, die nicht ohne Wirkung blieben. Als der Handelsminister ankündigte, daß er nur bis zum 4. Februar Brot verteilen könne, trafen alle diese Strömungen wie in einem Brennpunkt zusammen. In dem Dilemma: Hunger oder Verhandlungen! prallten die Meinungen aneinander. Die Bürgermeister der verschiedenen Bezirke sprachen sich für Verhandlungen aus, aber keiner von ihnen wollte sie durchführen. Schließlich trat Jules Favre den Leidensweg nach Versailles an.

Die Kapitulation von Paris hatte als nächste Folge die Zufuhr von Lebensmitteln. Der erste Eisenbahnzug, der in den Bahnhof von Saint-Denis einlief, bestand aus fünfzig Waggons mit der Aufschrift: Geschenk der Stadt London an die Stadt Paris. Er brachte enorme Mengen von Fleisch, Fischen, trockenem Gemüse. Englische Kommissäre verteilten dies alles und trafen nach Möglichkeit eine Auswahl unter den Bedürftigen. Dann, als der Hunger gestillt war, dachte man an die anderen Funktionen einer Stadt. Briefe konnten wieder Paris verlassen, aber sie durften nicht versiegelt sein. Zeitungen sollten noch immer nicht mit der Post versendet werden. Eine einzige Eisenbahnlinie wurde von den Preußen instand gehalten, aber die Endstation war weit von Paris entfernt, in einer verlassenen Vorstadt, wohin man nur um schweres Geld gelangen konnte.

Inzwischen tagte die Nationalversammlung in Bordeaux, mit der einzigen Aufgabe, den Frieden zu formulieren. Die Hauptstadt des französischen Südens zeigte wenig Spuren von all dem Unglück, das über das Reich hereingebrochen war. Die Garnison sah wie zu einer Parade gerüstet aus, eine elegante Menge, die den bedeutenden Ereignissen beiwohnen wollte, wogte durch die festlichen Straßen. In den bewegten Versammlungen wurde Thiers als Staatschef bestimmt und dann der Friede votiert. Die militärischen Deputierten von Bordeaux haben auch für den Frieden gestimmt. Am 28. Februar fand die wichtige Sitzung statt, in der die Verhandlungen der französischen Unterhändler genehmigt werden sollten. Als Versammlungsorte diente das städtische Theater, das wie für eine Premiere hergerichtet war. In den Logen saßen alle fremden Botschafter, auch der Fürst Metternich, mit ihren Damen, die in den neuesten Toiletten paradierten. In den Straßen protestierte die Nationalgarde in ihrer Weise, daß man den Ehrendienst vor der Nationalversammlung der Armee anvertraut hatte; sie stand mit entfalteten Fahnen und mit ihrer Musikkapelle in Reih und Glied, und diese spielte Potpourris, im tragischesten Augenblick der Verhandlungen „Die schöne Helena".

Dieser Sitzung und der vom ersten März, in der die Republik erklärt wurde, wohnte als Deputierter auch Viktor Hugo bei; zum erstenmal im friedlichen Zivilistenkleid. Der Nationalpoet hielt eine flammende Rede, die mit ihrem exaltierten Pathos schlecht zur nüchternen Gewalt der Ereignisse paßte und trotz ihres lyrischen Schwunges kühle Aufnahme fand. „Frankreich, das große Frankreich von 1792, das Frankreich der Idee, die einen Säbel trägt, wird eines Tages unwiderstehlich aufstehen, wird Elsaß und Lothringen, wird den Rhein, Mainz, Köln wieder nehmen (im Augenblick einer vernichtenden Niederlage gesprochen!), es wird rufen: Jetzt ist die Reihe an mir! Deutschland, hier bin ich. Sind wir Feinde? Nein! Ich bin deine Schwester! Die Völker sind nur mehr ein einziges Volk, eine einzige Republik, in der Brüderlichkeit geeint. Bilden wir die Vereinigten Staaten von Europa! Und Frankreich soll zu Deutschland sagen: Wir sind Freundinnen. Ich werde nicht vergessen, daß du mich von meinem Kaiser befreit hast, ich will dich von deinem befreien!"

Diese Sitzung der Bordelaiser Versammlung machte dem äußeren Kriege ein Ende. An diesem Tage aber begann der innere, der im Laufe von kaum drei Wochen zur organisierten Revolte, zum Bürgerkampf, zur Kommune auswuchs. Die Nachricht vom Frieden hatte nur in der Provinz und in den kleineren Orten die Geister beruhigt. In Paris und in den wichtigeren Städten wie Lyon und Marseille dauerte die patriotische Entrüstung, die Nervosität der Menge, der Geschmack an Abenteuern und selbst an Gewalttaten länger. Ein Sturm der Erhebung fegte über die Stadt, die in ihrem Wesen ganz verändert war. Und dabei ist das Merkwürdigste, daß es keine Führer gab. Der Einfluß einer Bezirksgröße reichte gerade einige Straßen weit, dann führte eine andere das große Wort und proklamierte andere Ideen zur Gesundung Frankreichs.

Von allen Gestalten der Kommune hebt sich am prägnantesten die der Louise Michel ab, der „roten Jungfrau", der Jeanne d'Arc der Revolution. Ihre Lebensgeschichte scheint einem Volksroman entnommen. Sie war in einem Schloß geboren — ihre Mutter war Dienerin gewesen, die der Sohn des Hauses, wie es die Tradition eines solchen Romans verlangt, verführt hatte. Die kleine Louise wurde mit den anderen Kindern der Familie aufgezogen, aber, als ihr Vater starb, mußte sie mit ihrer Mutter fort. Sie wurde Lehrerin, in der Provinz zuerst, dann in Paris, und hatte mit ihren Aufsichtsbehörden in den letzten Jahren der napoleonischen Regierung ewigen Streit. Aber erst während der Belagerung trat sie aktiv in die Politik ein, wohin sie der Doktor Clemenceau führte. Im Augenblick der Not war sie eine wunderbar geschickte Organisatorin aller Hilfsgesellschaften. Dann sprach und schrieb sie für das revolutionäre Ideal, schließlich nahm sie ein Gewehr, kleidete sich in die Uniform der „Föderierten" und zog mit dem Montmartre-Regiment mit. Bei irgendeinem Barrikadenangriff wird sie halbtot geprügelt und in einer verlorenen Straße gelassen. Sie schleppt sich nach Hause und erfährt hier, daß die Regierungstruppen ihre Mutter mitgeschleppt hatten. Darauf bot sie sich selbst dem Kriegsgericht dar. Sie wurde nach Neukaledonien verschickt, später amnestiert, mußte wegen ihrer Propaganda nach London fliehen, wo sie siebzehn Jahre blieb. Sie starb aber in Frankreich, 1905. Sie war von abstoßender Häßlichkeit in ihrer Jugend, in ihrem Alter versöhnte man sich mit allem, auch ihrer hageren Gestalt, ihrer seltsam unregelmäßigen Physiognomie und sah nur eine die ganze Menschheit umfassende Güte, die aus ihren Blicken strahlte. Vor einigen Jahren stellte ein Bildhauer ihre Statue im Pariser Salon aus. Der Präsident der Republik — Herr Fallières — blieb davor stehen und grüßte das Marmorbild, mit ihm das offizielle Frankreich. Diese ehrerbietige Geste vor dem Andenken einer exaltierten, aber in ihrer Güte durchaus weiblichen Frau mag auch ein Zeichen der Versöhnung gewesen sein, die heute der Episode der Kommune entgegengebracht wird.

Von den Halunken.

Der Ausdruck Halunke gilt heute allgemein als Schimpfwort. Das scheint aber nicht immer der Fall gewesen zu sein. Wie A. Korn in der „Zeitschrift für deutsche Wortforschung" berichtet, war diese Bezeichnung in Schlesien und seinen Nachbarländern für eine bestimmte Art niederer Schloßbediensteten ganz gebräuchlich. In dem „Ungefährlichen Begriff, wie zukünftig die Hof- und Haushaltung bestellt werden soll" vom Jahre 1564 heißt es, daß die Holunken „unentbehrlich zum Versenden" sind; sie sollen sich daneben noch mit Holztragen nützlich machen. In anderen Quellen werden Holunken als laufende Boten und in anderen wieder Helunken als Forstgehilfen oder Heideläufer bezeichnet. In Oppeln wurden im 16. Jahrhundert Wächter auch Holunken genannt, und noch heutzutage ist auf einigen oberschlesischen Adelsschlössern die Bezeichnung Halunke für den Nachtwächter üblich.

— Die empörten Freundinnen. Wie sich das junge Paar öffentlich umarmt und küßt!"

„Ja, die Leutchen sind von einer geradezu rücksichtslosen Glückseligkeit!"

Kains Entsühnung.

Roman von Louise Westkirch.

(7. Fortsetzung.)

Die Frau hob in Staunen die Hände bis zu ihren Schläfen. „Dein Bruder? Was du sagst! Das hab' ich ja nich gewußt, daß dir auf einmal ein Bruder vom Himmel gesneit is. 'S is man bloß ein eigen Sache mit das Blut. Es läßt sich nich spotten. Wirst ja sehen. Wirst schon sehen. — Brün — gib mich das Geld zurück. Un Essen für mein Kinders. Gib mich's wieder!"

Sie entwand sich Janfredrik, drängte zum Tisch, auf den Brün die ihr entrissenen Taler geschüttet hatte. Gierig streckte sie die Hand aus. Brün aber trat zwischen sie und das Geld.

„Geh! geh!"

„Mein Kinders, Brün."

Da sah Brün auf seinen Gesellen, und während ein lichtes Rot in seine Stirn stieg, gab er ihr den Schinken zurück und ein Brot.

„Das Geld! Das Geld, Brün! Ich muß das Geld haben!"

„Nein."

Janfredrik trat jetzt sehr entschlossen auf sie zu. Da flüchtete sie aufkreischend zur Tür, aber auf der Schwelle wendete sie sich noch einmal um. „Un dein Swester bin ich doch, Brün. Wer weiß, ob ich nicht noch mal auf dein Hof siet' — ich un mein Kinders."

Da schlug Janfredrik die Tür hinter ihr zu. Er schob auch noch den Riegel vor. „En obsternat'sches Wief!"

Brün war auf den Schemel am Tisch gesunken. Er versteckte das Gesicht in den Händen. Seine Schultern bebten.

„Ich schäm' mir. Oh, Janfredrik, wie schäm' ich mir! Kannst denken, daß sie ein smucke Dern war; eine feine Dern! Aber der slechte Kerl, ihr Mann, hat ihr auch slecht gemacht. Nu is da nix mehr zu hoffen."

Janfredrik hörte nicht. Er grübelte. Die letzte zornige Rede der Frau hatte gewissermaßen einen Schleier vor seinem Verständnis weggezogen. Tag für Tag in Anspruch genommen, Seele und Leib von der Arbeit für den Tag, hatte er an seine mutmaßlichen Erben überhaupt noch nicht gedacht. Aber wahrhaftig, da lag eine Gefahr für ihn, für Brün auch. Denn auch Janfredrik lebten fremdgewordene Angehörige, die sich der Blutsverwandtschaft wohl entsinnen würden, sobald die Erbschaft in Frage kam.

Brüns Augen standen voll Tränen. „Es is zu schwer," klagte er. „Ich hatt' das vergessen manchmal. Aber es kommt immer wieder. Kein ehrlichen Menschen mag ich ins Gesicht sehen. Diebens un Schelmens sind mein Verwandtschaft."

„Nee," sagte Janfredrik ernst, „so nich. Du hest en Bröer — du hest dat süllwst seggt, Brün — de is keen Schelm — und de steiht hier, mien Bröer Brün."

Er hielt ihm die Hand hin. Brün faßte sie mit festem Druck. „Mein Bruder Janfredrik."

Es war beiden feierlich zumut, als sprächen sie einen Eid.

„Un nu," erklärte Janfredrik entschlossen, „nu mät wi dat ännern. De Lumpenkumpanei schall sik hier nich hegen. Dorvör will wi uppassen."

„Wie meinst das, Janfredrik?"

„Wi willt en Testament maken, Brün. Schüll ik starwen, denn so arwst du den Hof, du un dei Kinners — süß keen. Schüllst du toierst starwen, denn so arw' ik." Und da Brün nicht gleich antwortete, fragte er: „Oder meenst du dat doch anners?"

„Nein," sagte Brün rasch, „das is ganz gut, was du sagst. Das ist sehr gut. Alles, was du sagst, is gut. Mit mein Swester is's vorbei. Das heute war das letzte. Nu hab' ich man bloß noch dir, mein Bruder Janfredrik."

Gleich am Nachmittag gingen sie zum Schullehrer. Der war der Berater der Schmalenbeeker in geistigen wie leiblichen Nöten. Er hatte aber viel Mühe, die Meinung der beiden herauszubekommen, denn in bäuerischer Verschlossenheit hielten sie auch gegen ihn zurück. Nachdem er zu Papier gebracht hatte, worauf es ankam, gab er ihnen die Adresse eines Notars in Bremen, durch den sie bei ihrer nächsten Fahrt ihrem Willen gesetzlich Form geben lassen konnten.

Janfredrik bestimmte, daß sie gleich morgen mit Menne Ehlers fahren wollten. Er sprach zu Brün von dem Fischerhuder Torfschiff, das in Bremen im Hafen lag. Man konnte sich's bei dieser Gelegenheit ansehen.

Als nun Janfredrik links von der Schule nach seinem Hof einbiegen wollte, strebte Brün nach rechts, wo des Vorstehers Haus lag. „Was meinst, Janfredrik, sollen wir nicht ein Büschen zu Kort Ehlers gehen, weil daß wir dicht bei sein Haus sind?"

Aber Janfredrik dachte an seine Begegnung mit Alheid in der Kirche. „Ik gah to Huus," sagte er kurz.

Da ging Brün mit ihm. Doch eine seltsame Unrast blieb in dem Jüngeren. Er wanderte vom Flett in die Stube und von der Stube auf die Diele. Und endlich nahm er seinen Hut vom Nagel. „Ich will zusehen, daß ich ein Hasen krieg'. Da ist noch Masse Licht zum Schießen."

Alle Schmalenbeeker Burschen hatten Jagdgewehre irgendwo im Moor versteckt. Die Bremer Jagdherren waren weit. Und in keines Moorbauern Schädel ging es ein, warum die Hasen, die von ihrem Kohl fett wurden, nicht in ihrem Kochtopf enden sollten.

Janfredrik holte die Bibel aus dem Eckschrank, setzte sich vor das Fenster. Er dachte jetzt nicht mehr an Margret Swensen. Er dachte wieder nur an das eine, das sein Herz mit schauderndem Staunen erfüllte, die Macht des Weibes im Leben des Mannes. Die Bibel, die über alle menschlichen Verhältnisse Bescheid wußte, sollte ihm von diesem erzählen.

Da war gleich zu Anfang Eva, die Adam vermochte, den Apfel zu essen, und dadurch die Menschheit um das Paradies brachte. Da war Delilah, deren Reiz den gewaltigen Simson unterwarf. Auch Judith, die Retterin ihres Volkes, wurde das Verderben des Mannes, der sie geliebt hatte.

Janfredrik fuhr sich durch das Haar. Die Stirn wurde ihm feucht und das Herz beklommen. Mußte die Macht des Weibes denn immer verderblich sein? Aber das Weib war lieblich anzusehen. Ausdrücklich hatte Gott es geschaffen, daß es ein Wohlgefallen dem Manne sei, und dem Manne dies Wohlgefallen in alle Sinne gelegt. So konnte es nicht nur verderblich sein. Oder gibt es Weib und Weib, die Segenspenderin und die Verderberin?

Er suchte nach einer anderen Stelle, einer Stelle, da von einem guten Weibe die Rede war, einem segenspendenden, und traf auf die Sprüche Salomonis.

„Wem ein tugendsam Weib beschert ist, die ist viel köstlicher als die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie tut ihm Liebes und kein Leides sein Leben lang."

Während er las, verblich vor seinen Augen das Bild der schönen Sophee. Das war Alheid, die Frau, die da trachtet nach einem Acker und kauft ihn, und pflanzet einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände, die den Leib kleidet in selbstbereitetes Gewand und schmückt ihrem Gatten das Haus — Alheid, Alheid, in jedem Zug!

Mit der flachen Hand schlug er auf das Buch im Eifer der Erkenntnis. Nicht die mit unbegreiflicher Schönheit sich in die Sinne schmeichelt, — ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.

Da bewegte sich leise der offene Fensterflügel. Ein Regen von violetten Herbstzeitlosen ergoß sich über Janfredriks Haar, sein Gesicht, die aufgeschlagene Bibel. Ein Lachen, weich wie Taubengirren, schlug an sein Ohr. Und da er die Blumen abschüttelnd, mühsam die Augen öffnete, sah er eine Sekunde lang das reizende Gesicht, das zu vergessen er rang, lachend, schelmisch, Grübchen in den Wangen, die Augen funkelnd in Lebensfreude. Sie wandte sich ab, flog den Pfad zur Brücke, wirklich ein Fliegen. So leicht hatte vor ihr hier kein Frauenfuß den Grund berührt.

„Sophee!" schrie er, „Sophee!"

Schon deckten die goldenen Birkenzweige ihr schwarzes Gewand, ihr flatterndes Haar, das goldiger glänzte als die goldigen Blätter.

Janfredrik fegte die Blumen vom Fensterbrett. Er war braunrot im Gesicht geworden. Nur langsam erstarb die gewaltige Erregung, die wie ein Feuerstrom ihm durch den Leib gerieselt war, ihm den Willen zerbrechend. Knirschend ergab er sich. Nie, so lange Sophee in Schmalenbeek blieb, würde er um Alheid werben! Dies mußte ausrasen. Er konnte es nicht zügeln und leiten, wie er bisher sein Leben gezügelt und geleitet hatte nach seinem herrischen Willen.

Er atmete auf, als er jetzt Brün vom Moor herkommen sah. Seine schlanke Gestalt federte im Schreiten, und das treuherzige Gesicht schaute so hell, als hätte das Glück es gegrüßt. Nie war Brün Janfredrik so hübsch erschienen. Nie hatte er für ihn solch ein Gefühl von Zärtlichkeit empfunden, wie es ihn jetzt vom Kopf bis zu den Füßen mit Wärme erfüllte. Nichts konnte ganz schlimm werden, so lange er den hatte, dachte er.

Da fiel sein Blick auf Brüns Knopfloch. Eine Blume steckte drin, eine verspätete Heidekrautblüte, — eine weiße Heidekrautblüte.

Ein kalter Schreck packte Janfredrik. Weiße Heide, das ist der Tod! „Smiet dat weg!" sagte er heftig, und unwillkürlich streckte er die Hand nach der Blume aus.

Brün wehrte. „Nein. Warum? Es ist eine schöne Blume, eine feine Blume. Ich mag ihr gern."

„Smiet ehr weg! De bedüd't nix Gotes."

„Ja, das behaupten die Menschens." Brün lächelte übermütig. „Aber die Menschens irren sich manchmal. Sie kann auch sehr was Schönes bedeuten." Er strich liebkosend über die feinen Glöckchen.

„Jung', wenn ik mi denken schüll, dat du . . . Smiet dat Düweltüg in't Füer!"

Brün sah Janfredrik an, erstaunt über dessen Eifer. Dann löste er langsam die Blüte aus seinem Knopfloch, und behutsam wie etwas Lebendiges schob er sie zwischen die Blätter der Bibel. „So. Nu hat der böse Zauber keine Gewalt." Und dann wandte er sich zu Janfredrik um, lächelte halb schelmisch, halb gerührt. „Wär' dich das wirklich so arg leid, wenn ich d'r nich mehr wär, Janfredrik?"

„Jo. Jo!" Janfredriks Stimme klang rauh vor Erregung.

Da schlang Brün den Arm um seine Schulter. „Mein Bruder Janfredrik, ich bin jung. Ich bin gesund. Ich mein', wir wollen noch viel gute Jahrens miteinander haben.

„Dat mag de leiwe Gott gewen!"

* * *

Bei Vorsteher Ehlers war's in dieser Zeit lauter hergegangen, als es in Trauerhäusern üblich ist. Täglich nach dem Abendbrot kamen die jungen Burschen in Scharen, füllten die kleine Stube bis zur Tür. Kaum daß die Spinnräder von Gesche Ehlers und ihrer Schwiegertochter noch Platz fanden. Sophee saß dann unten am Tisch mit einer Stickerei beschäftigt, einem Wunderwerk, das das verständnislose Staunen der ganzen Schmalenbeeker Jugend entfesselte. Es wurde lebhaft gesprochen, es wurde herzlich gelacht an diesem Tisch. Kort Ehlers, der selbst niemals lachte, hörte es gern. Durch ihre Gespräche, ihre Erzählungen, ihre ganze Art, zu sein, öffneten die städtischen Verwandten gleichsam ein Guckloch in eine fremde, schöne Welt. Immer wieder kehrte mit Wohlgefallen sein Blick zu seiner Nichte zurück. Und auch ihr Bruder wuchs ihm ans Herz. Ein dreister Bengel, dem aber gut die Dauer keiner gram sein konnte. Jeder Schmalenbeeker freute sich, wenn er seinen Tannenkamp, sein Haus, sein Vieh in den Bleistiftzeichnungen des Buben wiedererkannte. Oll Mudder Flinsch wies eines Tages aufgeregt und strahlend ein Bild herum, das der Frevler ihr zur Sühne verehrt hatte, kein Zerrbild, wie die Kreidekritzelei auf dem Flett, nein, Mudder Flinsch im Sonntagsstaat, ernst und würdig, das Gesangbuch in der Hand.

Aber Alheids Widerwillen gegen die Verwandten steigerte sich von Tag zu Tag. Sie hatte gesehen, wie Sophee Menne Osmer unter dem Tisch heimlich die Hand drückte. Sie hatte sie auch mit Hinrich Latwesen am Zaun flüstern hören, dort, wo der dichte Fliederbusch sie verbarg. Sie sprach nicht über diese Wahrnehmungen, aber ihr ganzes Tun, jeder Blick, ihr Schweigen, ihr Reden, war trotzige Abwehr gegen die Fremdgewordenen, die sich in ihrem lieben, alten Vaterhaus breit machten und seine strenge gute Sitte auflösten.

An einem Morgen kam es zum unausbleiblichen Zusammenstoß. Sophee saß in einem Winkel und schluchzte. Trina klagte laut vor Bruder und Mutter, vor der ganzen Familie. Ihr Mutterherz könne dies Wesen nicht länger ertragen. Wenn Alheid etwas gegen ihre Kinder habe, dann sollte sie es sagen. Sie hätte sie streng erzogen. Sie hielte auf Zucht und Sitte. Das aber sähe sie wohl, daß Alheid ihre Sophee nicht leiden könne.

„Das is wohr," antwortete Alheid. „Aber mein Schuld is das nich."

„Je eher, je lieber möchte sie uns aus dem Haus haben."

„Ihr hört da auch nich hin," bestätigte Alheid.

Trina fing an zu schluchzen.

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Kleid trägst du, das neue trägt dich.

— Alle Hilfsmittel des Wetterbureaus des britischen Flugzeug-Dienstes werden den an dem transatlantischen Flug sich beteiligenden Fliegern zur Verfügung gestellt werden. Jeder Flieger soll über die Wetterlage durch Vorausberichte für 24 Stunden, gestützt auf die Meldungen von wetterkundigen Fachleuten in St. Johns, Lissabon und Azoren, in Kenntnis gesetzt werden. Ein britisches Schlachtschiff soll zwischen St. Johns und den Azoren kreuzen, um irgend einem britischen oder amerikanischen Flieger, der den transatlantischen Flug per Aeroplan unternehmen sollte, behilflich zu sein. Stationen des Wetterbureaus im westlichen Teil von Afrika werden mithelfen.

Welches Vergnügen bereitet Geld ohne Gesundheit?

Waconda Springs, deutsche Wasser-Kur-Anstalt, die größte Naturheilanstalt in Kansas, ist das ganze Jahr offen für Patienten; man erhält dort schnellere Heilung von chronischen Krankheiten des Magens, der Eingeweide, Leber und Nieren. Mit diesem heilsamen Mineralwasser, vom Jugendbrunnen in geschickter und wissenschaftlicher Weise angewendet, befreit es den Patienten von Neuralgia, Rheumatismus und anderen konstitutionellen Krankheiten und Beschwerden in sicherer Weise. Man schreibe um Auskunft.

Abrahams & Bingesser
Waconda Springs Kansas

Warum Sie gerade in unserer

Deutschen Ansiedlung

Solon Springs, Wis.

Ihr Farmland kaufen sollten, erklären Ihnen meine Zirkulare und Anerkennungsschreiben von zufriedenen Ansiedlern. Schreiben Sie darum und erwähnen Sie diese Zeitung.

Robert Renker
Kolonisations-Direktor,
Solon Springs Wis.

William Sternberg
Deutscher Advokat
Zimmer 950—954, Omaha National Bank-Gebäude.
Tel. Douglas 962. Omaha, Nebr.

Klassifizierte Anzeigen!

Verlangt—Weiblich.

Mädchen

von achtzehn Jahren und darüber, die in einer erstklassigen Fabrik arbeiten wollen, mit folgenden Vorteilen: Kafeteria mit Mahlzeiten, unterm Kostenpreis, freier Suppe und Kaffee.

Stahlkleiderschränke zum persönlichen Gebrauch.

Handtuch und Seife zum persönlichen Gebrauch, kostenlos.

Gesundheits-Trinkbrunnen.

Gesundheits-Waschschüssel mit heißem und kaltem Wasser.

Piano.

Victrola.

Tanzboden zum Gebrauch während der Mittagsstunde.

Vorynänner und Frauen, die auf den Fortschritt der Angestellten bedacht sind.

Jeden Samstag ein Zahltag.

Unerfahrene Anfänger erhalten $10 per Woche als Lohn, bis sie soviel gelernt haben, um Stückarbeit zu übernehmen.

Bemis Omaha Bag Co.
11. und Jackson Str.

Verlangt — Männlich.

Verlangt—Männlich.

Verlangt ein lediger oder ein verheirateter Mann auf einer Farm. Verheirateter Mann ohne Kinder vorgezogen. Guter Platz. Gus. Vollstedt, Route 1, Washington, Nebraska. 4-24-19

Ein Mann in jedem County als exklusiver Vertreter, um ein vollständiges Lager von Waren an Konsumenten zu verkaufen; Proben, Kataloge u. Instruktionen frei. Muß Fuhrwerk haben und gute Empfehlungen; $40 bis $90 wöchentlich; Erfahrung nicht notwendig. Schreibt oder sprecht vor, Verkaufs Manager, Ryan Co., 1102-4-6 Harney Str. tf

Monumente und Marksteine.

Erstklassige Monumente u. Marksteine. A. Bratke & Co., 4316 Süd 13. Straße. Tel. South 2670. tf

Kost und Logis.

Das preiswürdigste Essen bei Peter Rump. Deutsche Küche. 1508 Dodge Straße, 2. Stock. tf

Glück bringende Trauringe bei Brodegaards, 16. und Douglas Str.

Möbel-Reparatur.

Omaha Furniture Repair Works; 2965 Farnam St. Telephone Harney 1062. Adolph Karaus, Besitzer.

Elektrisches.

Gebrauchte elektrische Motoren.—Tel. Douglas 2019. Le Bron & Gray, 116 Süd 13. Str.

Advokaten.

H. Fischer, deutscher Rechtsanwalt und Notar. Grundakte geprüft. Zimmer 1418 First National Bank Building.

— Man unterstütze die deutsche Presse, indem man zu ihrer Verbreitung beiträgt.